

5. Mai 2004

Nachbarschaftspreis 2004 der Stadt Frankfurt am Main

Laudatio von Dr. Tobias Robischon, Schader-Stiftung, Darmstadt

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrte Damen und Herren,

im Programm bin ich als Laudator des Frankfurter Nachbarschaftspreises angekündigt. Und damit ist klar umschrieben, was ich hier gleich tun soll: Ich soll die Preisträger für Ihre herausragende Arbeit loben, Ihnen, dem Publikum die besondere Verdienste der Preisträger nahe bringen, und dabei der Jury das gute Gefühl geben, eine ausgezeichnete Wahl getroffen zu haben. Doch ich muss Sie enttäuschen – das darf ich leider nicht, denn die Organisatoren des Nachbarschaftspreises haben es mir nicht erlaubt. Ich darf nämlich die Namen der Preisträger nicht verraten – und wie soll ich hier jemanden loben, wenn ich nichts über ihn verraten darf?

Das hat natürlich einen guten Grund: Beim Nachbarschaftspreis ist es Tradition, dass die Preisträger erst in letzter Minute – also erst nach der Laudatio - bekannt gegeben werden. Und diese Spannung und Vorfreude will ich Ihnen natürlich nicht vermiesen.

Was aber mache ich hier oben in der Zwischenzeit? Ein eleganter Ausweg bestünde ja darin, nicht die einzelnen guten Nachbarn zu loben, sondern den Wert guter Nachbarschaft an sich. Aber auch diesen Weg haben mir die Organisatoren – Nein, nicht verboten, aber doch versperrt. Sie haben mich vor ein Saal voller Menschen gestellt, die alle eine sehr genaue Vorstellung davon haben, welche Bedeutung heutzutage gute Nachbarschaft hat. Wenn Sie nicht wären und Ihre Vorstellungen und Ideen davon, was Nachbarschaft ist und wie man Sie lebendig erhalten kann, dann wären die fast 50 Projekte nicht entstanden, die für den diesjährigen Nachbarschaftspreis eingereicht worden sind. Sie sitzen ja heute Abend hier, weil Sie wissen, dass gute Nachbarschaft keine Selbstverständlichkeit ist, sondern man etwas dafür tun muss – und dieses Etwas oft ein ganz erhebliches Stück Arbeit ist. Und weil Sie es richtig finden, dass man diejenigen, die solche Arbeit leisten, auch einmal lobt.

Und das soll ja nun heute Abend ich machen. Aber was soll ich denn ausgerechnet Ihnen von Nachbarschaft erzählen?

Also habe ich das Wort „Nachbarschaft“ hin und her gewendet. Wovon ist eigentlich die Rede, wenn man von Nachbarschaft spricht? Nur weil wir alle dasselbe Wort benutzen, müssen wir ja noch lange nicht alle dasselbe damit meinen. Das Nachbarschaft nichts eindeutig positives ist, merkt man ja schon daran, dass wir immer von „guter“ Nachbarschaft sprechen müssen.

Beim Durchgoogeln ist mir übrigens aufgefallen, dass es im Hollywood-Film kaum eine vielschichtigere Figur gibt als die des Nachbarn. Nie kann man sicher sein, dass er der ist, der er zu sein scheint: Ist er wirklich der nette Familienvater oder verbirgt sich hinter der Fassade ein Frauenmörder, ein Terrorist – eben eine echte Bedrohung? Bemerkenswert ist die übrigens die Moral mancher Nachbarfilme: Schlimmer als die Bedrohung durch die Nachbarn – sei sie nun echt oder nur eingebildet – sind die Verdächtigungen und das Misstrauen. Denn sie zerstören das, was man eigentlich schützen will: Die Sicherheit und den Zusammenhalt von Familie und – Nachbarschaft.

Ich hab dann auch in Duden-Herkunftswörterbuch nachgeschaut, ob sich dort etwas Erhellendes finden lässt. Nachbar: althochdeutsch naahgibuur, zusammengesetzt aus nahe, althochdeutsch naah und Bauer, kommt von althochdeutsch buur, Haus und bedeutet eigentlich „nahebei Wohnender“. Aha. Das Wort kommt aus dem Althochdeutschen und bedeutet heute immer doch dasselbe wie vor 1200 Jahren. Wenn die Menschen im Mittelalter dasselbe Wort benutzt haben wie wir heute, bedeutete Nachbarschaft dann damals das Gleiche für die Menschen wie heute?

Das hat mich interessiert, und ich habe mal nachgelesen:

Nachbarschaft war zunächst die wirtschaftliche Notgemeinschaft der nahe beieinander Wohnenden. Man ernährte sich durch Handarbeit und war in vielem auf die Hände der Nachbarn angewiesen. Zugleich hatte man keine Wahl – es gab ja sonst niemanden, den man hätte beauftragen können. Und womit bezahlen? Die Menschen waren arm und produzierten nur für den Selbstverbrauch. Es fehlte ihnen auch die „kommerzielle Einstellung“. Das Wissen um die Bereitschaft zur Gegenseitigkeit genügte als Entgelt für die nachbarschaftliche Hilfe.

Und weiter:

„Die ländlichen Nachbarschaftsbeziehungen in Europa waren Beziehungen zwischen Bewohnern benachbarter Höfe, die oft über mehrere Generationen zurückreichten, die nicht freiwillig, sondern verpflichtend waren, und dabei mehr dem Hof als dessen wechselnden Bewohnern anhafteten.“

Merke: Nicht freiwillig, sondern verpflichtend! Sie dürfen sich also nicht vorstellen, die Menschen damals seien von Geld und Markt noch unverdorben gewesen und hätten freiwillig und aus echter christlicher Nächstenliebe ihren Nachbarn geholfen. Im Gegenteil. In dörflichen Nachbarschaften gab es etwa traditionelle Satzungen, deren Übertretung der Bauernmeister oder Dorfschulze ahndete.

Je mehr die Nachbarn aufeinander angewiesen waren, desto eindeutiger waren die Verhaltenserwartungen und um so schärfer die Sanktionen für die Verletzung dieser Verhaltenserwartungen. Und welche Strafe kann schärfer sein, als aus der Gruppe ausgestoßen zu werden, deren Hilfe man für das eigene Überleben benötigt?

Ähnliches gilt für die Nachbarschaften in den mittelalterlichen Städten, und es kommt noch etwas hinzu. Eine Kommunalverwaltung wie wir sie heute kennen, die sich um die Dinge des Alltags kümmerte, um Wasserversorgung, Müllabfuhr, Feuerwehr, Krankenpflege und so weiter – die gab es damals nicht. Um diese Dinge mussten sich die Bürger selber kümmern. Es war Aufgabe der Nachbarschaft, bei Bränden zu löschen oder für einen funktionierenden Brunnen zu sorgen. Die Nachbarschaft hat hier das leisten müssen, was der Einzelne oder seine Familie alleine nicht leisten konnten - und was weder der Markt, noch Staat oder die Kommune bereitstellten. Stets ging es dabei um die Organisation der von den nahe beisammen Wohnenden benötigten, elementaren Dinge des Lebens – um die Instandhaltung der Wege, die Pflege der Kranken oder Beerdigung der Toten.

Der Soziologe Max Weber hat das so ausgedrückt: „Nachbarschaft bedeutet praktisch, zumal bei unterentwickelter Verkehrstechnik, Aufeinanderangewiesensein in der Not. Der Nachbar ist der typische Nothelfer und Nachbarschaft daher Trägerin von Brüderlichkeit, in einem freilich nüchternen und unpathetischen, vorwiegend wirtschaftsethischen Sinne des Wortes.“

In den nachbarschaftlichen Organisationen, in den Brunnengemeinschaften der mittelalterlichen Städte liegen somit die Ursprünge dessen, was wir heute kommunale Daseinsvorsorge nennen: Städtische Berufsfeuerwehr, Wasserwerk, Abwassersystem, Müllabfuhr, Krankenhaus, Sozialfürsorge.

Nachbarschaft kreiste in früheren Zeiten also um zwei Dinge: Zum einen wirtschaftliche Leistungen in Gemeinschaft für die Gemeinschaft oder auch den Einzelnen zu erbringen – Stichwort Brunnen und Beerdigung. Zum anderen geschah durch die Traditionen und Ordnungen von Nachbarschaft eine nach heutigen Begriffen ziemlich feste soziale Einbindung des Einzelnen. Wenn ich mir so das Leben in einem mittelalterlichen Stadtchen vorstelle, dann erscheint einem eine heutige Hausordnung mit Kehrwoche und Ruhezeiten schon fast als Inbegriff von Freiheit.

Ganz so schlimm war es aber auch wieder nicht, denn ich habe weitergelesen und da stand: „Nachbarschaft umfasste auch die Teilhabe an freudigen Ereignissen.“ Offenbar gehörte es sich schon in früheren Zeiten, dass man zu bestimmten Gelegenheiten den Nachbarn einen ausgibt. Wie das dann praktisch aussah, das haben Gemeindeforscher beschrieben, die in einer Gemeinde im Nachkriegsdeutschland Überreste solcher alten Traditionen gefunden haben: Ein oder zwei Nachbarn

führten ein Nachbarschaftsbuch. Das muss man sich wohl als eine Mischung aus Kassenbuch und Klassenbuch vorstellen: Es wurden die Zahlungen eingetragen, die die Nachbarn bei Zuzug, Heirat, Geburt oder Hausbau in die gemeinsame Kasse leisten mussten. Und es wurden die Regeln eingetragen, die man einmal festgelegt hatte – und natürlich wie in einem Klassenbuch auch die Verstöße gegen die Regeln. Einmal im Jahr, zur Fastnacht, wurde dann die Kasse gemeinsam versoffen. Die nachbarschaftlichen Pflichten beschränkten sich im wesentlichen auf den Besuch der Beerdigung der Nachbarn, wobei galt: „Wer nicht zur Fastnacht kommt, bei dem gehen wir nicht auf die Beerdigung.“

Ja, so war das mit der Nachbarschaft früher. Heute haben wir den Staat und viele Träger, die die meisten dieser Aufgaben übernommen haben. Und das ist auch gut so, denn meine Nachbarin ist zwar sehr nett, ihren medizinischen Fähigkeiten traue ich aber nicht viel zu. Vieles wird auch vom Markt geleistet – man denke an den Bestattungsunternehmer -, der gestiegene Wohlstand der Einzelnen tut sein übriges. Es ist eine vergessene Gewohnheit, abends zu den Nachbarn zu gehen, um am Kerzenlicht zu sparen. Aber hat sich mit alledem auch die Bedeutung von Nachbarschaft verändert?

Nachbarschaft als solche gibt es natürlich noch, das ist ja etwas Unausweichliches. Genaugenommen sind Nachbarschaftsbeziehungen keine Beziehungen zwischen Menschen, sondern Beziehungen zwischen Wohnungen, so wie früher zwischen Höfen. Ihre Wohnung bestimmt, wessen Nachbar sie sind – und diese soziale Rolle müssen sie dann ausfüllen. Viel wird da heute nicht mehr von einem erwartet - habe ich gelesen. Das Mindeste sei ein freundliches Kopfnicken, wenn Sie einem „Nahebewohnenden“ begegnen. Das ist sozusagen die zivilisatorische Restbestand der nachbarlichen Verpflichtung zur Nothilfe – Ihr Gruß zeigt an, dass sie den anderen erkennen und im Notfall zur Hilfe bereit wären. Das behaupten jedenfalls die Soziologen.

Aber: Der allgemeine Wohlstand ist in den letzten Jahrhunderten zwar um ein Vielfaches gestiegen. Das heißt aber nicht, dass jeder Einzelne alleine stets in der Lage ist, seine Alltagsbedürfnisse zu decken, z.B. bei Bekleidung oder Transportmöglichkeiten. Und das passiert oft in Bereichen, wo man weder vom Markt noch von Kommune und Staat Hilfe erwarten kann. An diesen Stellen, wo etwas fehlt – oft sind es ja nur kleine Dinge - da geht es uns wie den Nachbarschaften im Mittelalter, die sich selbst um ihr Wasser kümmern mussten. Damals wurde etwas Neues erfunden – die Brunnengemeinschaften sind eine großartige soziale Erfindung. Solche sozialen Erfindungen brauchen wir auch heute – und wo es sie gibt, sind sie mindestens einen Frankfurter Nachbarschaftspreis wert.

Zwei Dinge haben sich gegenüber früheren Zeiten jedoch grundsätzlich verändert: Die mittelalterliche Brunnennachbarschaft war eine Gemeinschaft von Gleichen. Es lebten Menschen gleichen Berufs, gleichen Standes, gleicher Herkunft, gleicher Sprache, gleicher Religion und gleicher Sitten zusammen. Denken Sie an die Metzger-, Krämer-, und Färbergassen. Und Nachbarschaft war verpflichtend, nicht freiwillig! Die Situation in den Großstädten von heute ist das genaue Gegenteil: Nachbarschaft ist freiwillig – und es leben oftmals Menschen mit verschiedenen Sprachen, Sitten und Traditionen beieinander. Das Engagement für Nachbarschaft, für Kommunikation, Geselligkeit, für Hilfe bei den praktischen Dingen des Alltags und so fort hat dadurch eine andere Bedeutung bekommen. Zum einen ist die Aufgabe an sich schwieriger geworden, zum anderen wird sie für unsere Gesellschaft immer wichtiger. Immer öfter ist es allein die gute Nachbarschaft, die einen sozialen Zusammenhalt zwischen den Menschen unterschiedlicher Herkunft schafft. Und weil dies ein so verdienstvolles Engagement ist, wird dafür zu recht der Frankfurter Nachbarschaftspreis verliehen.

Doch wer nun den Frankfurter Nachbarschaftspreis 2004 bekommt, das erfahren Sie erst nach der nächsten Musik.

Oh, noch eins, das hätte ich fast vergessen: Zu guter Nachbarschaft gehörte ja schon immer die Teilhabe an freudigen Ereignissen, also dass man gut miteinander feiert. Vergessen Sie das heute Abend nicht!